

Rohrschach Ostschweiz 2019 Tod-Leben

Marianne Gronemeyer

An den Grenzen des Lebens – Die Kunst des Sterbens?

Als ich zu dem Thema für diesen Vortrag, das sich nach einigen Telefonaten herauskristallisierte, meine Zustimmung gab, hatte ich nicht gut genug nachgedacht. Ich habe zugesagt, über etwas zu sprechen, das es einerseits gar nicht gibt und von dem ich andererseits nichts weiß. **Das** Leben nämlich in seiner substantivierten Form gibt es nicht, es gibt nur Lebewesen, lebendige Wesen verschiedenster Art, die etwas tun, nämlich leben – wir sind gerade dabei, viele von ihnen bedenkenlos auszurotten. Und an die Stelle der Lebewesen, die wir so wenig ehren, dass wir sie zum Verschwinden bringen, ist **das abstrakte Leben** getreten, das uns geradezu verehrungswürdig, ja heilig erscheint, und das umso mehr, je weniger Respekt wir den Lebewesen zollen. Lebewesen kommen nur einzeln vor in ihrer ehrfurchtgebietenden Einzigartigkeit. Schon, wenn wir sie zu Exemplaren einer Gattung erniedrigen, tun wir ihnen Gewalt an. Ein Lebewesen kann, wenn ich mich auf es einlasse, mich ihm zuneige, empfänglich für es bin, mir zum Gegenüber, zum Du werden. Ich kann es sehen, riechen, schmecken, hören, wir können einander erschrecken, erfreuen, fühlen, miteinander sprechen und einander umbringen. **Das Leben** kann das alles nicht, es ist kein Gegenüber, sondern ein gedankliches Konstrukt, das uns **die Lebewesen** auf Distanz hält, so dass wir buchstäblich alles mit ihnen machen können, unter dem Vorwand, dass wir **dem Leben** dienen. „In Namen **des** Lebens werden die ungeheuerlichsten technischen Eingriffe in die Natur vorgenommen. Und die Lebensverlängerung der Menschen ist der am wenigsten bezweifelte Wert in der Rangfolge dessen, was wir ‚**unsere Werte**‘ nennen. Das hindert uns allerdings nicht, immer raffinierteres Völkermordgerät zu erfinden und zu

produzieren, das längst dazu reicht die Gattung auszulöschen. Die Verehrung **des** Lebens und die Vernichtung der Lebewesen bedingen einander. Das ist nicht leicht zu verstehen, denn „**das Leben**“ ist uns so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir glauben, es sei wirklich. Albert Schweitzer hat uns vielleicht keinen guten Dienst erwiesen, als er die Unantastbarkeit der Lebewesen unter dem Diktum „Ehrfurcht vor dem Leben“ einforderte. Er hat damit der Inthronisation **des Lebens** Vorschub geleistet.

Im zweiten Teil des Titels meines Vortrags ist von der Kunst des Sterbens die Rede. Auch dazu habe ich keinen Zugang. Einerseits weil wir Menschen, über die Erfahrung des Sterbens nichts weitersagen können. Die einzige Weise, den Tod und den Übergang in ihn zu erfahren, besteht darin, dass wir am Sterben des Anderen teilhaben. Aber der Tod des Anderen, sagt uns nur, was er in den Lebenden anrichtet, nichts darüber, was dem Sterbenden widerfährt.

Zum andern müssen wir feststellen, dass wir das Sterben - als ein Tun eines sterbenden Menschen - mit unserem Versuch, dem Tod Minuten um Minute Lebenszeit abzurufen, nahezu unmöglich gemacht haben. Das Sterben haben wir in ein Gestorben-Werden verwandelt; ebenso wie wir kaum noch leben, sondern nurmehr gelebt werden. Wir haben dem Tod ebenso wie dem Leben die Lebendigkeit ausgetrieben und sie in Verwaltungsakte überführt, die wir nun post festum mit Würde ausstaffieren wollen.

In dieser misslichen Lage bin ich der Möglichkeit, etwas über die ‚Grenzen des Lebens‘ und die ‚Kunst des Sterbens‘ zu sagen beinahe gänzlich beraubt. Ich habe mich darum entschlossen, Ihnen von einer Begegnung, die ich kürzlich hatte zu erzählen; vielmehr *hatte* ich sie nicht, sie ereignete sich, und das, obwohl ich sie

veranlasst hatte. Wir modernen Menschen sind auf wirkliche Begegnungen nicht gut zu sprechen, gerade weil sie voller Überraschungen sind, weil sie sich unseren Plänen nicht fügen, sondern ein störendes Eigenleben entfalten. Wir haben es lieber mit ‚Terminen‘ als mit Begegnungen zu tun, jenen Transaktionen, über die sich im Terminkalender penibel Buch führen lässt und deren jeweiliger Aufwand an Zeit und Kraft genau kalkuliert und limitiert werden kann. Einen Termin kann man erledigen, um dann zum nächsten weiterzueilen. Auch die Begegnung, die ich ihnen schildern will, war in meinem Terminkalender verzeichnet, sie hatte ihre durch die Fahrpläne für Hin- und Rückreise genau bemessene Zeit; und auch eine gewisse Agenda hatte ich mir dafür ausgedacht, damit kein Leerlauf entstünde und wir die knapp bemessene Zeit gut nutzen könnten. Aber die Begegnung sprengte diese Rahmenbedingungen.

Was ich Ihnen mitteilen will, mit Ihnen teilen will, ist ein innerer Dialog, ein innerer Dialog deshalb, weil ich zu jemandem spreche, der mich nicht hört, um ihm zu erzählen, wie es mir mit ihm ergangen ist, als ich ihn kürzlich besuchte. Ich spreche zu ihm, um nicht über ihn zu sprechen, denn das wäre ganz unangemessen, geradezu ein Übergriff, ein Grenzvergehen. Darauf komme ich später zurück. Natürlich ist dieser innere Dialog nicht eine wörtliche Wiedergabe dessen, was mir durch den Kopf ging. Vielmehr handelt es sich um eine nachträgliche Rekonstruktion, die der Versuchung, immer wieder mit Deutungen dem Rätsel des Erlebten beizukommen, gar nicht entgehen kann. Und nun lasse ich Sie teilhaben an dem stummen Gespräch:

„ Vor einigen Tagen habe ich Dich in B. besucht. Aber da zögere ich schon, ob ich mein Bei-Dir-Sein einen Besuch nennen kann. Zu einem Besuch gehören zwei:

jemand, der jemanden besucht, ein Gast, und jemand, der besucht wird, ein Gastgeber.

Du aber konntest nicht Gastgeber sein, denn dort wo du warst, war nicht Dein Zuhause, Du gehörtest nicht dorthin. Du lagst in einem Pflegebett, das Dir in einem Pflegeheim, für eine Dir verbleibende Zeit gegen Entgelt geborgt wurde. Du konntest mich auch nicht empfangen oder hereinbitten, und ich konnte nicht anklopfen an Deine Tür, um hereingebeten zu werden. Denn die Tür, diese wunderbare Einrichtung, die dazu da ist, geschlossen zu sein, damit ein geschütztes Drinnen entsteht, und geöffnet zu werden, damit man in dieses Drinnen eintreten kann, war verschlossen, von außen verschlossen. Um zu Dir zu gelangen, musste mir aufgeschlossen werden. Ich bin seit Kindertagen und Bunkernächten klaustrophob, ich habe einen Spürsinn für Einsperrungen aller Art. Sie versetzen mich in einen Alarmzustand nahe am Rande der Panik. Ich fühlte, Du seiest eingesperrt, ‚inkludiert‘ in die strenge Ordnung dieses Systems. Ich teilte der freundlichen Dame, die mir aufschloss, damit ich zu Dir gelangen könnte, meine Irritation über diese drastische Maßnahme mit, und sie konnte mir schlüssig beweisen, dass ich die Situation falsch auffasste, denn erstens könntest Du das Zimmer - bettlägerig, wie Du warst - ohnehin nicht verlassen und zweitens sei die Tür von innen jederzeit zu öffnen. Der Einschluss diene ausschließlich dazu, Unbefugten den Zutritt zu Deinem Zimmer zu verwehren, zu Deinem Schutz und um Deiner Ruhe willen. Gegen diese vernünftigen Gründe war nichts zu sagen. Aber es macht eben doch einen Unterschied, ob ich von innen hereingebeten oder von außen eingelassen werde in ein Zimmer, den Unterschied zwischen Gastlichkeit und Anstalt.

Ich stand eine Weile am Fußende Deines Bettes und sah Dich an. Dein Gesicht war sehr verändert seit dem letzten Mal. Es war ein Gesicht im Übergang. Du lagst auf dem Rücken, hattest die Augen geschlossen, den Mund halb geöffnet, Du schienst

zu schlafen. Erst später wurde ich gewahr, dass Du die Augen kaum noch öffnen konntest, so als wären Dir die Lider zu schwer geworden. Ich trat an die Seite Deines Bettes, strich Dir über die Wange und begrüßte Dich. Deine Antwort konnte ich nicht verstehen und nicht deuten. Noch vor ein paar Wochen hattest Du Dich erkennbar gefreut über meinen Besuch. Heute schien mir, dass Dir dazu die Kraft fehlte. Ich konnte der Versuchung widerstehen, Dir zu sagen, wer ich sei, aber dann fragte ich Dich doch, ob Du mich erkennst. Welch ein hilfloser, missratener Versuch, Dir eine Antwort abzunötigen, die mich beruhigen und unserem Beisammensein einen mir verständlichen Sinn geben konnte, einen Platz in der langen Geschichte, die wir miteinander hatten. Du hast mir - wie mir schien ein wenig widerwillig - den Gefallen getan, mich zu erkennen. „Ja, natürlich“, sagtest Du auf meine Frage; aber den Beweis bist Du mir schuldig geblieben, denn Du hast mich nicht beim Namen genannt.

Das Zimmer war von belangloser Radiomusik erfüllt, die mir auf die Nerven ging. Ich fragte Dich, ob ich sie ausmachen dürfte. Erst jetzt schienst Du sie zu bemerken und mir zuliebe störend zu finden. Die nun eingekehrte wohltuende Ruhe wurde aber bald unterbrochen, weil das Gerät, an dem Dein Leben hängt, durchdringend zu fiepen begann. Der an einem Ständer umgekehrt aufgehängte Plastikbeutel mit Nährlösung war leer gelaufen. Durch den schrillen Ton herbeibeordert, tauchte ein Pfleger auf, um nach dem Rechten zu sehen. Mit geübten und vorsichtigen Handgriffen trennte er den Schlauch, der Teil des Beutels war, von jenem, der jetzt Teil von Dir war und unterbrach die Nahrungszufuhr. Um uns nicht zu stören - er war ein rücksichtsvoller junger Mann - bereitete er die nächste „Mahlzeit“ nur vor, ohne sie schon an Dich anzuschließen. Und auf einmal wusste ich in aller Klarheit, was es heißt, künstlich ernährt zu werden. Es heißt, dass du nichts zu essen kriegst. Die Einsicht traf mich mit voller Wucht. Entsetzt fragte ich den Pfleger, ob man Dir zu

trinken gebe. Nein trinken könntest Du nicht. Du werdest mit allem, was Du brauchst, versorgt. „Und trocknet da nicht der Mund aus? fragte ich, werde Dir der Mund befeuchtet? Nein, nur bei der täglichen Körperpflege. Und plötzlich wird mir klar, dass die Art, wie Du so daliegst, keinen Tagesrhythmus mehr hervorbringt. Es gibt nichts, was dieses Still-Liegen unterbricht. Nichts, was der vergehenden Zeit ein Gesicht gibt. Und das ist ja wohl ein Zustand, in dem die Zeit nicht mehr vergehen kann. Ereignislose Zeit ist unvergänglich, schier endlos. Wir modernen Menschen haben unser Leben immer mehr beschleunigt, um mehr von unserer begrenzten Lebensspanne zu haben, und das ist dabei herausgekommen: die Pervertierung des Traums von der Unvergänglichkeit, die grenzenlose Dehnung einer leeren Zeit. Unsere Vorfahren haben diesen Zustand „Hölle“ genannt.

Jeden Tag hat Deine Frau Dich zweimal besucht, vormittags und nachmittags, Du hast auf sie gewartet, und wenn sie ging, wusstest Du, dass sie wiederkommt. Aber nun ist sie selbst plötzlich sehr schwer erkrankt und wie ich jetzt weiß, wird sie wenige Tage nach meinem Besuch bei dir gestorben sein. Deine Lage scheint mir ausweglos. Die einzige Hoffnung: dass Deine reiche Lebenserfahrung dir genügend zu denken gibt, so dass Du Dir mit Grübeln und Erinnerungen die Zeit vertreiben kannst. Unbeholfen versuche ich, gemeinsame Erinnerungen in dir wachzurufen, Namen von Personen aufzurufen, die wir gemeinsam kannten, aber Du bleibst unbeteiligt. Ich frage Dich, ob Du Deine Frau vermisst, aber Du antwortest darauf nicht, ich frage Dich, ob Dich etwas quält, dir wehtut, dich beängstigt, dir Sorgen macht. Aber jedes Mal werde ich abschlägig beschieden: „Nein“, Dir tue nichts weh, dich bekümmere nichts, ängstige nichts. Ich frage dich, ob Dir langweilig ist, denn darüber hattest du vor ein paar Wochen noch geklagt, und ein Brot mit Marmelade hattest Du sehr vermisst. Nein, dir sei nicht langweilig und ein Marmeladenbrot war dir nicht mehr der Rede wert. Dieses vollkommene Ausbleiben jeglicher Klage lässt

mich verstummen. Auf einmal verschafft sie sich Geltung, die unüberwindliche Grenze, die zwischen Dir und mir verläuft, zwischen deiner und meiner Welt. Jeder Versuch, etwas von dem zu erahnen, was in dir vorgeht, ist hoffnungslos vergeblich. Die Trostlosigkeit, die ich angesichts deiner Lage empfinde, steht in krassem Gegensatz zu deiner Zufriedenheit, an die ich deshalb nur schwer glauben kann. Ich frage dich und komme mir ein wenig pathetisch vor, ob du deinen Frieden gefunden hast. „Ja“ sagst du. Mehr nicht. Ratlos über den Fortgang unseres Gesprächs, versenke ich mich in die Betrachtung zweier Bilder, die neben dem Kopfende deines Bettes hängen, deinem Blick entzogen. „Wieso hängen sie nicht an der gegenüberliegenden Wand, damit du sie sehen könntest, frage ich mich“. Aber vielleicht hättest du sie gar nicht beachtet, wer weiß. Es sind zwei stimmungsvolle Aquarelle, eine heitere Herbstlandschaft und eine blausilbrige Stadtlandschaft. Es sind Bilder, die du gemalt hast. Ich erzähle Dir, was ich auf ihnen sehe und wie sehr sie mir gefallen. Daran nimmst du auf einmal lebhaften Anteil und es entsteht eine kleine Gesprächssequenz über Deine Bilder. Ich sage: „Du hast dich entschlossen Schreiber zu werden, aber du hättest auch Maler werden können in deinem Leben“. Und du, beinahe vorwurfsvoll: „Ich bin Maler geworden.“ Diese Richtigstellung beschämt mich. Denn du hast ja recht, die Bilder beweisen es. Wir verfallen wieder ins Schweigen und ich habe das Gefühl, dass ein Dritter mit uns im Zimmer ist, zu dem du offenbar ein ganz anderes Verhältnis hast als ich, der Tod, der dich nicht zu schrecken scheint und vor dem mir graut. An diesem Unterschied scheiden sich unsere Geister. Aber was weiß ich schon über diesen Unterschied. Das einzige, was ich weiß, was ich beinahe körperlich fühle, ist, dass ich zu Deiner Erfahrung keinen Zutritt habe. Wir sind füreinander unsichtbar; das wird mir schmerzlich bewusst. Gewusst habe ich es schon lange, und ich habe mir über diese letzte Einsamkeit, die zur *conditio humana*, zur

Bedingung unseres Menschseins gehört, schon oft schreibend Rechenschaft gegeben. Aber das ist etwas anderes, als die erlebte Fremdheit im Beisein des Todes.

Dann aber passiert etwas Überraschendes. Genau diese Erfahrung deiner unergründlichen Andersheit macht, dass ich mich Dir nahe fühle. Wir hatten uns über die Jahre hin weit voneinander entfernt und waren unsere je eigenen Wege gegangen. Und nun ist es überraschenderweise gerade die Erfahrung der Grenze, die sich zwischen uns Geltung verschafft, die eine neue, ganz anders geartete Nähe ermöglicht. Wie reimt sich das zusammen?“

Fremdheit und Fremdheit sind zweierlei. Da ist einerseits die Fremdheit, von der bisher die Rede war. Sie ist unaufhebbar zwischen Menschen, weil niemand eines Anderen Erfahrung je erfahren kann. Wir können zwar den Anderen erfahren, seine Wirkung auf uns spüren und darauf reagieren, ihn oder sie sympathisch oder unsympathisch finden, durch ihn gekränkt oder ermutigt werden, ihn bewundern oder verachten, ihn lieben oder hassen, uns um ihn sorgen oder für ihn sorgen. Aber wir können nie und nimmer seine oder ihre Erfahrung erfahren. Verliebte erleiden diese Unzugänglichkeit des oder der Geliebten besonders hart: „Was denkst du gerade?“ fragt er sie oder sie ihn mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlich früher oder später. Aber sie wissen schon, dass jede darauf gegebene Antwort ungenügend ist. Denn selbst wenn sie in Worte zu fassen versuchen, was sie denken, können sie doch nicht hoffen, das Gleiche zu verstehen unter den Worten, derer sie sich bedienen.

Verstehen kann ich, was du mir sagst, immer nur im Lichte meiner eigenen Erfahrung, mit der ich das Gehörte deute. Eugen Rosenstock-Huessy, ein fast ganz vergessener großer Denker des vorigen Jahrhunderts, beschreibt diese Grenze

zwischen Ich und Du so: „Nicht zwei Menschen können dasselbe denken [fühlen, sehen, erfahren, erleben – M.G.]. Sie bilden es sich nur ein. Je mehr sie es sich einbilden, desto weiter pflegen sie voneinander entfernt zu sein. Am ehesten verstehen sich noch die Menschen, die eine Ahnung dieses Sachverhalts haben, die da wissen, daß in Worten ‚keine Brücke führt von Mensch zu Mensch‘, die großen Einsamen.“

Heißt das, dass wir, du und ich, einander nicht verstehen können? Ja, das heißt es. Das ist eine deprimierende Feststellung. Sie ist nicht nur deprimierend, sondern widerspricht auch allem, was wir zu denken und zu glauben gewohnt sind, dass nämlich, den Anderen zu verstehen, die unerlässliche Vorbedingung dafür ist, dass wir miteinander auskommen können, ohne Zwang und Gewalt zu praktizieren. Aber was tue ich, wenn ich jemandem sage: „Ich verstehe dich“, oder: „Ich habe dich verstanden“?

Dann sage ich ihm: „Ich kenne dich“ und merke nicht, dass ich ihm mit dem besten Gewissen der Welt seine Andersheit abspreche. Wenn ich ihn verstanden zu haben glaube, muss ich mich nicht mehr durch ihn beunruhigen lassen. Ich gestatte ihm, nur der zu sein, den ich verstehen kann. Durch seine beängstigende Fremdheit lasse ich mich nicht weiter verstören und verunsichern und so kann ich bleiben, wie ich bin, während er sich auf das Maß meines Verstehens zurechtstutzen lassen muss. Er muss mir ähnlich werden. Der Philosoph Emmanuel Levinas, der sich wie kein anderer gesorgt hat um die Bewahrung der Andersheit des Anderen, nennt dieses invasive Verstehen ‚Verselbigung‘ und das ist ein treffendes Wort. In meinem Verstehen verleugne ich dich und setze an deine Stelle, meine Vorstellung von dir. Und an dieser Vorstellung messe ich dich dann. Wenn du ihr entsprichst, bist du auf der Höhe deiner Möglichkeiten, wenn nicht, hast du die Bewährungsprobe nicht bestanden. Das Verstanden-Werden wird für dich buchstäblich zum Verhängnis.

Wer dem Anderen verstehend zuvorkommt, gewinnt Überlegenheit über ihn.

Wenn ich dich mir mit meinem Verstehen bekannt gemacht habe und über dich Bescheid zu wissen glaube, begegne ich der ganz anderen Fremdheit. Ich habe ja davon gesprochen, dass Fremdheit und Fremdheit zweierlei ist. Worin zeigt sich nun diese Fremdheit, die aus dem Bescheidwissen, aus der vermeintlichen Bekanntheit entspringt? Wenn ich dich zu kennen meine, kann ich Dir nicht mehr begegnen, ich kann kein Gegenüber mehr in dir finden, denn was mir in dir begegnet, bist nicht du, sondern das Bild, das ich mir von dir mache. In letzter Instanz begegne ich immer nur mir selbst, wenn ich die Grenze, also das, was uns trennt, zum Verschwinden bringe. Statt mich in Deiner Andersheit zu spiegeln, finde ich mich in meiner Ich-Einsamkeit vor, gefangen in mir selbst und in meinem Verständnis von dir. Das heißt: ich beraube nicht nur Dich deines Eigen-Sinns, sondern mich selbst. Ich beraube mich der Möglichkeit, mich durch dich, durch dein Anderssein, verstören und dann vielleicht auch verwandeln zu lassen. Nur wenn ich mir selbst fremd werde, gibt es diese Chance der Verwandlung.

„Ich gestatte niemandem, sich mir gegenüber so zu benehmen, als kennte er mich“, hat der Schweizer Schriftsteller Robert Walser einmal gesagt. Dieser Satz ist eine deutliche Warnung davor, die Grenze der Fremdheit, zwischen Person und Person zu missachten. Die Grenze ist die Hüterin der Verschiedenheit. Wenn sie verschwindet, wenn die Verschiedenheit geleugnet wird, ist ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit zwischen Ebenbürtigen nicht mehr möglich.

Aus dieser heillos verfahrenen Situation weist wiederum Levinas einen überraschenden Ausweg. Er warnt davor, von der Erfahrbarkeit des Anderen auszugehen: Erfahrung? „Mit diesem Wort bin ich sehr vorsichtig. Erfahrung ist

[bereits] Wissen. Es ist vielmehr so, dass „das Anwesen des Anderen (mich) berührt Berührt ist besser – je suis touché –, weil ich dann eigentlich passiv bin. Ich bin angegangen. Auf Deutsch sagen Sie sehr schön: der Andere geht mich an.“¹³ Levinas spricht nicht von etwas, das ich tun sollte, sondern von einem Erleiden, von der Passivität. Noch deutlicher sagt Ivan Illich, dass der Andere ertragen, gelitten sein will. Das sei der Weg der Freundschaft, „der Versuch, die Treue zu halten und wechselseitig die unmögliche Art des (jeweils) Anderen zu ertragen“. Wir haben in unserer Sprache die einzigartige Möglichkeit jemandem die Freundschaft zu erklären mit dem Satz: „Ich kann dich gut leiden.“ Dieser Satz ist eine viel eindringlichere Liebeserklärung als der (wahrscheinlich wahrheitswidrige) Satz: „Ich liebe dich“. Der Satz: „Ich liebe dich“, nötigt, ja zwingt dich zu sagen: „Ich dich auch“. Bleibt diese Antwort aus, ist das Verhältnis tiefgreifend gestört. „Ich kann dich gut leiden“ hingegen sagt: Ich leide an dir, immer wieder, in verschiedensten Lebenslagen. Ich leide an deiner Andersheit. Aber weil du es bist, kann ich es gut, weil du es bist, kann ich deine Fremdheit auf mich nehmen. Dir zuliebe, im Vertrauen auf dich und mich.

Die Berührung, die Levinas mehr andeutet als beschreibt, ereignet sich genau genommen nicht zwischen Ich und Du, sondern zwischen Du und Ich, denn das Berührende geht ja vom Anderen aus, der mich angeht. Was mich meinerseits an dieser Beschreibung berührt, ist die Zartheit und Behutsamkeit dieser Begegnung zwischen zweien; es ist die Abwesenheit jeder Absicht. Noch nicht einmal die Behutsamkeit ist beabsichtigt. Das einzige was nottut, ist, empfänglich zu sein für den Anderen, und das ist nichts, was man sich vornehmen kann; das geschieht, ausgelöst, ermöglicht durch den Anderen in all seiner Befremdlichkeit.

Der Andere bleibt integer, unangetastet und gerade dadurch sind beide über die Grenze der Fremdheit, die sie trennt, hinweg verbunden und können füreinander Ich und Du werden. Nicht, weil sie einander verstehen, sondern weil sie einander

angehen, obwohl sie sich wechselseitig nicht verstehen und nicht verstanden werden und besser auch nicht verstanden sollten.

Wenn denn überhaupt von einer Kunst im Umgang miteinander zu sprechen ist und nicht nur, wie Levinas vorschlägt, von einem Ereignis, dann wäre die Kunst des Zuhörens zu erlernen; „kein Gedanke, (keine Erkenntnis, kann) in das Leben der Menschen eintreten [...] als allein durch Zuhören“, sagt Eugen Rosenstock-Huussy.